


Die katholische Kirche spricht oft vom „gelingenden Leben“. Über welche Deutungsangebote verfügt sie aber, wenn sich in Liebe und Sexualität Bruchstellen zeigen? Der Theologe Daniel Bogner geht dieser Frage im Buch „Liebe kann nicht scheitern“ auf den Grund.

Mehr als „klingendes Schweigen“

Von Andreas R. Batlogg

Wo ist die katholische Kirche bei „emotionalen Achterbahnfahrten“ der Menschen – etwa wenn es um Liebe, Sex und Beziehungen geht? Das fragten indirekt schon die beiden Familiensynoden 2014/15. Mittlerweile ist das auch schon wieder zehn Jahre her. Das Nachsynodale Schreiben *Amoris laetitia* (2016), das eine „kalte Schreibtisch-Moral“ beklagte, ist das umstrittenste, innerkirchlich teils bis heute unter Häresieverdacht gestellte päpstliche Dokument seit *Humanae vitae*. Daniel Bogner, in Fribourg (Schweiz) lehrender Professor für Theologische Ethik, hält die katholische Sexualmoral „für überholt und dringend reformbedürftig“. Überfällig sei es, anders darüber zu reden als „vermeintlich allwissend und letztlich bevormundend“: „Mir geht es grundsätzlich um eine neue Umgangsweise mit dem Bereich Sex, Begehren und Zärtlichkeit. Daraus könnte eine Kultur innerhalb der Kirchen werden, die bisher noch nicht selbstverständlich ist“, schreibt er. Wie umstritten etwa die Segnung gleichgeschlechtlich Liebender innerhalb der katholischen Kirche ist, zeigten nicht zuletzt die heftigen Debatten um die Erklärung *Fiducia supplicans* der vatikanischen Glaubensbehörde. 

Das ist ein „Lernweg“ – für beide Seiten: diejenigen, die Liebe und Sexualität als „Verheißung und Versprechen“, Treue und Verlässlichkeit leben wollen; und diejenigen, die an die Lehre der Kirche erinnern. Denn sie müssen „vorherrschende Arrangements der Moral“ auf ihre Lebenstauglichkeit hin befragen lassen, Positionen, die sich als „hilflos und ungeeignet“ erwiesen haben, möglicherweise aufgeben. „Mit spitzen Fingern“, stellt Bogner fest, fasse die Kirche bisher an, „was Menschen existenziell durchleben müssen. Indem sie an Idealen festhält, vernachlässigt sie jene Situationen, in denen Ideale nicht aufgehen.“ Liebe als „eine Form von Praxis, von tätigem Leben“ brauche aber eine „Kompetenz in der Lebensführung“ und habe mehr mit „Grundhaltungen“ zu tun als mit „Grundregeln“.

Sprache der Liebe

Auch wenn er als Heranwachsender keine „toxischen“ Botschaften erlebt hat – an „klingendes Schweigen“ erinnert sich Bogner: „Die Unvertrautheit, dieses Künstlich-Gestellte, dass man, wenn schon, eher abstrakt-befangen von der ‚Sexualität‘ als einfach vom Sex redete, zählte hierzu.“ Bogner schließt daraus: „Für mich ist eine Neugier leitend – danach, wie sich in Liebe und liebendem Begehren Spuren eines gegückten Menschseins finden lassen; eine Neugier danach, wie wir besser damit umgehen können, dass das Lieben oft so schwierig ist und wir den Eindruck haben, damit zu scheitern.“ Seine Motivation: „Ich möchte keine neue Lehre vorlegen und ich argumentiere auch nicht in erster Linie dafür, eine überlieferte religiöse Tradition zu retten. Mein Ausgangspunkt ist das, was so viele Menschen erleben: Wir sehen uns danach zu lieben, wir wollen unsere Liebe oftmals in einer dauerhaften Beziehung leben und wir empfinden Sexualität als eine, vielleicht als die wichtigste Sprache solcher Liebe.“


Das fast 700 Seiten starke Studienbuch „Christliche Beziehungsethik“ seines Bräner Kollegen Martin M. Lintner  hatte Bogner „Moraltheologie at its best“ genannt. Nun legt er selbst einen Baustein dafür vor, nicht einen großen Wurf, sondern eine Art Essay – mit 191 Seiten knapp gefasst. „Der Katholizismus“, so der Ehemann



Foto: Stock / Ottaviano Neri

und Vater dreier Kinder im Vorwort, „hat nur zu oft ein obsessives Verhältnis zum Sex an den Tag gelegt, er wollte ihn mit allerlei Instrumenten regulieren, reglementieren, in Schach halten.“ Solche Direktheit lockt. „Liebe“, so Bogner weiter, „ist ein kühnes Projekt, der Versuch, den Himmel zu ergreifen, der Wunsch, das Unmögliche möglich zu machen. Aber ehrlich ist auch zu akzeptieren: Liebe kann nicht alles.“

Ebenso sympathisch wie ehrlich das Bekenntnis: „Ich schreibe dieses Buch nicht nur als Theologe und Wissenschaftler, sondern viel wichtiger – als Mensch, der auf seinem bisherigen Weg selbst Erfahrungen gemacht hat. Es sind Erfahrungen großen Glücks [...]. Es sind auch Erfahrungen des Stolperns, des verzweifelten Suchens nach möglicher Gemeinsamkeit und der Entscheidung zu getrennten Lebenswegen. Erfahrungen des Schmerzes und der Verwundung. Und dann sind es Erfahrungen der Suche danach, wie Neues möglich sein kann und wie sich Verantwortung inmit sich ändernder Lebenssituationen ausbuchstabiert.“ Vielleicht gelingt das einem Theologen authentischer, der „erfüllende Liebe, Wege in Vaterschaft und Familienleben, liebendes Beieinandersein in den Herausforderungen des Lebensweges“ anders kennt als ein zölibatärer Priester oder ein Ordensmann mit Gelübden.

Zölibatäre Lebensform

Aus eigener Erfahrung kennt Bogner die Wirkung der Bemerkung, eine Ehe sei „gescheitert“: „Wie kann ich aber auch derjenige bleiben, der nicht nur abhakt und eine neue Seite aufschlägt, sondern der in den Kindern und für die Kinder auch unverstellt und positiv etwas davon erkennen kann, was an geschaffener Lebendigkeit und neuen Anfängen in dieser Vergangenheit seine Wurzeln hat?“ Da gewinnt die Rede vom „Feldlazarett“, wie das dritte Kapitel überschrieben ist, eine neue Dimension: „Himmlicher Beistand da, wo er gebraucht wird“. Das Sakrament „neu zu denken und es zu befreien aus seiner Hülle der Perfektion“ beschäftigt Bogner zweifach – von seiner eigenen Lebenserfahrung her wie als Theologe: „Wenn eine Lebens-

form, die ich eingegangen bin und zu der ich mich unwiderruflich verpflichtet habe, aber nicht mehr lebbar ist oder nur unter Verkümmern meiner Persönlichkeit, wie kann ich dann weiter das sakramentale Zeichen leben und darstellen?“

Das kann nur sagen, wer Sexualität erlebt. „Sexualität ist dem Wesen nach Spiel – es schreitet intuitiv voran und folgt dem Kompass des Begehrens. Zugleich führt mich der Prozess der sexuellen Begegnung in eine Verwundungsfähigkeit hinein, die größte Umsicht verlangt. Ein Hören auf mich selbst und meine Grenzen und ein Achten auf die Bedürfnisse und Grenzen meines begehrten Mitmenschen sind dringend erforderlich. Sie müssen erlernt werden. Dabei gibt es keine Garantie, dass diese Begegnung gelingt, aber wo das der Fall ist, eröffnet sich ein Stück Himmel auf Erden. Weil es zu seinem Miteinander kommt, zu einer Begegnung, die meine eigene Endlichkeit ins Mehr-als-Ich hinein aufbricht. Als Theologe sage ich: Das hat sakramentale Qualität.“



Lesen Sie dazu den Text „Papst Franziskus: ein Zweigespaltener“ (12.6.2024) von Till Schönwälder auf furche.at.



„Wie können in der Kirche Scheuklappen abgelegt, Wahrnehmung geschult und Perspektiven geöffnet werden, um eine neue ‚Ethik des Liebens‘ auf den Weg zu bringen?“

Wo Zusammenleben nicht mehr „ein Stück Himmel auf Erden“, sondern die „Hölle“ geworden ist, wo Ehe nur mehr als „Vertrag“, nicht mehr als „Bund“ erlebbar ist, stellt sich die Frage, was Christentum als „Zivilisation der Liebe“ bedeutet: „Es scheint, dass wie mit der chirurgischen Wundkammer Lebensrealitäten zusammengezwungen werden sollen, damit eine Form erhalten bleibt, die dem theologisch begleiteten Normideal entspricht. Themen dieses Buches sind auch die Missbrauchs- und Kernschmelze des Christentums –, die für Bogner „der paradoxe Reflex einer langen Tradition der Verdrängung und einer verengten Sichtweise des

Rigides Verständnis

Gleichgeschlechtlich Liebendefallen für die katholische Kirche auch heute noch in die Kategorie der „irregulären Beziehungen“.



Unter „Diese Kirche kann sich doch bewegen!“ (15.11.23) lesen Sie A. Batloggs Analyse zu M. Lintners Buch „Christliche Beziehungsethik“.



Christentums auf Liebe und Sexualität“ ist. Außerdem Geschlechterdiskriminierung, die Genderfrage, Selbstbefriedigung, Homosexualität.

Überall stellt sich die Frage, wie „Scheuklappen“ abgelegt, Wahrnehmung geschult und Perspektiven geöffnet werden können – um eine neue „Ethik des Liebens“ auf den Weg bringen zu können. „Das Unendliche ins Endliche hinein“ zu (er-)leben, Verletzlichkeit ernst zu nehmen – das ist eine bleibende Herausforderung. Hier zeigt sich, dass die Moraltheologie „unterwegs zu einer neuen Sexualethik“ ist, wie der Untertitel von Eberhard Schockenhoffs wegweisendem, aus seinem Nachlass herausgegebenen Buch „Die Kunst zu lieben“ (2021) ankündigte. Er steht Pate für diesen Neuaufbruch, den Autoren wie Daniel Bogner, Martin M. Lintner oder Stephan Görtz weiterdenken.

Menschen, so Bogner, sind „keine Marionetten des Schicksals oder der Verhältnisse“. Deswegen gelte es, „sich von der Illusion zu befreien, es gäbe so etwas wie die reine Liebe oder die Liebe an sich.“ Lebenshemmende, lustfeindliche geschichtliche Erbschaften hinter sich zu lassen, die sich in 2000 Jahren Christentumsgeschichte angesammelt haben, sich aber „heute wie ein Felsbrocken im Weg“ erweisen, heißt nicht zwangsläufig, dass alles, was bisher katholische Sexualmoral ausmachte, „ausgedient“ hat. Ideale können überfordern. Daran wachsen, ist ein Lernprozess. Die Frage die freilich bleibt ist, ob die Kirche ein Interesse daran hat, dass Menschen selbstbewusst und selbstbestimmt leben.

Der Autor ist Jesuit und Publizist in München.



Liebe kann nicht scheitern
Welche Sexualmoral braucht das 21. Jahrhundert?
Von Daniel Bogner
Herder 2024
192 S., geb., € 20,60